

## Alltagserlebnisse eines Menschen schwarzer Haut in Wien

Ein Erfahrungsbericht von Déogratias Nsengiyumva

Mohona hieß anfangs nicht Mohona, sondern Serwambaricwenderirankiza. Dieser und ähnliche Namen sind in seiner Herkunftskultur gang und gebe. Aber nachdem man ihm hierzulande des öfteren zu verstehen gegeben hatte, daß niemand seinen Namen aussprechen könne, entschied er sich, den Namen zu ändern und sich Mohona zu nennen.

Mohona konnte sehr gut mit seinem neuen Namen leben, bis er eines Tages gefragt wurde, was das für ein Name sei. Denn der Name Mohona sei aus keiner Kultur Afrikas, von er sicher stamme, bekannt und in Amerika, wo auch „Neger“ heimisch geworden seien, sei der Name nirgends anzutreffen. Und hierzulande heiße man Berger, Brückler, Dörfler, usw., aber nicht Mohona! Also sei er auch hier in Wien [Österreich] nicht heimisch.

Diese Bemerkung kränkte Mohona besonders, denn er hatte seinen Namen Serwambaricwenderirankiza aufgegeben als Zeichen dafür, daß er sich in die Kultur integrieren wollte, wo man üblicherweise den Ausdruck „Gastkultur“ gebrauchte, um einem Fremden höflich mitzuteilen, daß er in der lokalen nicht heimisch sei. Die Kränkung Mohonas war um so schwerwiegender, als die Bemerkung, sein Name sei in keiner Kultur heimisch, von einem so genannten weltgewandten Menschen ausgesprochen wurde, von dem man erwarten könnte, daß er verletzende Bemerkungen unterlassen könnte. Für Mohona war es sehr verletzend, vor Augen geführt zu bekommen, daß er keine kulturelle Wurzeln mehr hatte, denn in seiner ursprünglichen Heimat würde er kaum mehr wieder heimisch werden.

Nachdem Mohona sich von jener Verpflichtung befreien konnte, die ihn in so eine prekäre Situation, nämlich weltgewandte Österreicher treffen zu müssen, gebracht hatte, wandte er sich der Boshaftigkeit zu, der er in all den Jahren begegnete, aber auch manchen gutgemeinten Annäherungsversuchen, die ihn am Verstand hiesiger Menschen zweifeln ließen. Ihm war bewußt, daß die negativen Erfahrungen in der Minderzahl waren, aber es waren auch die, die sich besonders tief eingepägt hatten.

Vor vielen vielen Jahren, wie ihm jetzt vorkam, landete Serwambaricwenderirankiza mit der Zuversicht in Wien, hier einige Jahre mit dem Studium einer Wissenschaft zu verbringen, um danach in seine Heimat zurückzukehren. Inzwischen wurde er in Österreich heimisch, sprach sogar gewöhnlich den Wiener Dialekt so gut, daß man meinte, einen Wiener vor sich zu haben, wenn er nicht schwarzer Haut wäre.... Er bemühte sich redlich, sich in die Gesellschaft zu integrieren, in der er lebte, und freundete sich sofort mit vielen Studenten an. Manche boten ihm sogar an, sie zuhause, das heißt, bei ihren Eltern zu besuchen. Er lehnte dies anfangs ab, da er fürchtete, sich mit den Einheimischen

kaum verständigen zu können. Außerdem war er der festen Meinung, von jenen Studenten nur benutzt zu werden, weil sie sich durch ihn interessant machen wollten; denn nicht jeder schafft es, einen Exoten ins Dorf zu locken...

Der damals junge Student hatte nämlich einige Erlebnisse hinter sich, die ihn davon abhielten, wieder in ländliche Gebiete zu ziehen. An jenem grüblerischen Abend erinnerte er sich an jenen jungen und eigentlich sehr freundlichen Tiroler, der offensichtlich gehofft hatte, sich mit diesem unbekanntem Afrikaner eine Meinung über, wie er sagte, „Neger“ im Allgemeinen und fußballspielende „Neger“ im besonderen bilden zu können. Damals dominierte fast in allen Teilen und Schichten der österreichischen Gesellschaft die Ansicht, jeder Mensch schwarzer Haut, den das Schicksal nach Österreich verschlagen hatte, müsse Fußball spielen können oder jener sei so „wild“, daß er nicht ein mal kicken könne. Was die Kicker angeht, herrschte im Land nicht gerade die Meinung, sie seien besonders intelligent, daher wären die (kickenden) „Neger“, so der Sprachgebrauch Land auf, Land ab, noch weniger von Intelligenz geplagt.

Nicht nur mit dem Tiroler, der kaum nach dem Buch reden konnte (so heiße es in Österreich, wenn man Hochdeutsch redet, hatte Mohona gelernt), hatte Serwambaricwenderirankiza Schwierigkeiten. Er hatte in den Anfangsjahren seines Aufenthaltes damit zu kämpfen, daß sogar Kinder sich bemüßigt fühlten, mit dem Finger auf ihn zu zeigen und zu ihren Müttern zu sagen: „Mama, ein Neger!“. Bei diesem Gedanken erinnerte sich Mohona an jene Geschichte, die ihm fast zum Verhängnis geworden wäre.

Es war ein schöner Frühlingstag in seinem ersten Frühling in Österreich. Durch viel Fleiß beherrschte er die Umgangssprache bereits recht gut und verließ zuversichtlich sein Wohnhaus, um aufs Land zu fahren. In einer Station der ehemaligen Stadtbahn lief ein Kind auf ihn zu; es blieb vor ihm stehen und krümmte sich vor Lachen, während es auf ihn zeigte und unaufhörlich schrie „Mama, Mama ein Neger!“ Der gute Mann beschloß, sich zu beherrschen, aber so zu reagieren, wie es in seinem Heimatland üblich war, nämlich einem Kind, das sich unpassend verhält, auch immer zu sagen, wie es sich zu benehmen hätte. Er fragte das Kind freundlich, aber bestimmt, was da so lächerlich oder komisch sei und wer ihm beigebracht habe, Unbekannten gegenüber frech zu sein, seine Mutter oder sein Vater.

Der Mutter des Bengels war das sehr peinlich. Sie versuchte dem Kind zu erklären, daß man niemals so eindringlich auf unbekannte Menschen zeigen dürfe. Daß aber Herr Serwambaricwenderirankiza nicht als Neger bezeichnet werden wollte, war unwichtig für sie. Noch andere Zeitgenossen warteten an der gleichen Station auf die Stadtbahn. Einige ereiferten sich darüber, was ein Neger wohl einem österreichischen Kind beizubringen habe; Neger seien Neger und dafür könne weder die Frau noch das Kind etwas. Die anderen aber, für die es selbst wohl auch ein Problem oder vielleicht nur unangenehm gewesen wäre, in einem anderen „Gastland“ so oder ähnlich angesprochen zu werden, ver-